

I.

Bilder aus der Geschichte Lippstadts.

A. Bernhard, Edler Herr zur Lippe.

Ein Bild aus dem Mittelalter ist es, welches vor unsern Augen sich entrollen soll, ein Bild, wie das ganze Mittelalter voll dunkler Punkte, doch auch voll strahlenden Lichtes, beides in einem Maße, welches unser kleines Geschlecht anstaunen, nicht erreichen kann.

Mancher schnelle Schwertschlag wird an unser Ohr klingen, wie das Mittelalter davon wiederhallte. Mauern und Wälle einer neuen Stadt sehen wir aus dem Boden sich erheben zu einem Sitze fleißigen Bürgerthums; auch an die Klosterpforte werden wir geführt und zuletzt schauen wir den, der unser Vaterland wiedertönen ließ von wildem Kriegsruf, das Kreuz nehmen, demüthig ein Streiter Gottes zu werden, und lernen in dem, der stets ein Feind des Reiches und des Kaisers war, den rührigsten Verbreiter des deutschen Lebens und Wesens schätzen und ehren.

Wir sprechen von Bernhard, dem Edlen Herrn zur Lippe.

Er ist Einer der ersten bekannten Sprossen des in Westfalen wolangesehenen Lippischen Hauses. Erst mit dem zwölften Jahrhundert kommt einiges Licht in das Dunkel, das die Anfänge dieses Hauses dem Forscher verbirgt. Zwei Brüder treten gleichzeitig auf, Hermann und Bernhard zur Lippe. Hermann ist wahrscheinlich der Jüngere, jedenfalls der Bedeutendere. Sein Namen kehrt in manchen Urkunden und

Aufzeichnungen wieder, während Bernhard's Name bald, nachdem er aufgetaucht, wieder verschwindet. Die Besitzungen der Brüder lagen an der obern Lippe, woher sie sich Herren zur Lippe nannten, während ihre Vorfahren nach allerdings unsicherer Behauptung der Geschichtskundigen Herren von Haholt geheissen hatten. Wahrscheinlich umfaßten ihre Besitzungen weitere Strecken Landes als heutzutage, wenn dieselben heut auch abgerundeter sein mögen. Denn auf beiden Seiten des großen Waldgebirges lagen die beiden Hälften des lippischen Landes. Auch auf der südlichen Seite, auf der heute nur das Dörflein Lipperode — eine lippische Enklave bei Lippstadt — sich der lippischen Rose erfreut, gehorchten mancherlei Städte und Dörfer dem Edlen Herrn zur Lippe. Man wird nicht irren, wenn man behauptet, daß von Hovestadt bis Geseke, von Wadersloh bis Erwitte lippisches Land war; auch Bock war ein lippisches Dorf.

Hermann hatte zwei Söhne, deren jüngerer unser Bernhard war. Weil sein Vater das Land nicht theilen wollte, wurde Bernhard für den geistlichen Stand bestimmt. Zu seiner Ausbildung sandte man ihn auf die berühmte Domschule zu Hildesheim. Dort soll er nach dem Berichte des Sängers seiner Thaten, des Lippstädters Justinus, im Studium sehr eifrig gewesen sein; wobei allerdings ungewiß bleibt, ob Justinus, der hundert Jahre später lebte, von diesem Fleiß besondere Nachrichten hatte, oder es für die Pflicht eines begeisterten Lobredners hielt, den Makel der Trägheit von seinem Helden fern zu halten. Aber, ob nun sein Fleiß ihn förderte oder seine adlige Geburt und die Freigebigkeit seines Vaters, jedenfalls bekam er bald eine gute Pfründe und war somit auf dem besten Wege zu den Ehren des geistlichen Standes, als sein älterer Bruder starb.

Sofort rief ihn sein Vater zurück und Bernhard — er vertauschte gern das schwarze Kleid mit dem Laiengewande, die Grammatik und Bibel mit Schwert und Schild. So bezeugt es Justinus und so beweist es Bernhards Eifer, mit dem er sich von nun an dem Waffenhandwerk widmete. Er diente als Knappe dem berühmtesten Ritter Norddeutschlands, dem Sachsenherzoge Heinrich dem Löwen, der auch der nächste welt-

liche Nachbar seines Vaters war, da ihm als dem Sachsenherzoge das sogenannte Herzogthum Westfalen gehörte, welches nach dem Zusammenbruch der welfischen Macht der Kölner Erzstuhl bekam.

In der Schule dieses wilden Kriegers werden bald alle Spuren einer weichern Stimmung, wie sie doch dem geistlichen Böglinge anleben mochten, verschwunden sein. Er erwuchs nach dem Vorbild seines Erziehers zu einem Manne, dem es am wolsten war, wo der Kriegeſruf erscholl, die Heere aufeinanderstießen, die Schwerter sich kreuzten, Speere flogen; zu einem Manne, der auch vor den Gewaltthaten jener nur zu oft gefesselten, rauhen Zeit nicht zurückschröckte.

Herangewachsen, wurde er zum Ritter geschlagen. Zu Ehren des Ritterschlags, dieses größten Ereignisses in dem Leben eines Edlen, wurden große Festlichkeiten veranstaltet, welche Justinus, der Sänger unsers Helden, also beschreibt: „Bernhard legte seinen Degen an und besuchte das Ritterspiel. Schon tönten Schilde gegen Schilde, schon hörte man das Klauschen der Helme, schon flogen zerbrochene Lanzen zahlreich umher. Der Flötenklang erscholl, die Trommeln wurden gerührt; Trompeten erklangen; man sah der Städter Gewühl. Bernhard, dieser junge Held, flog schneller als ein Pfeil, geschmückt, auf seinem stolzen raschen Pferde mit einem Spieße in der Hand daher. Ein vergoldeter Schild glänzte an seiner Seite und ein versilberter Helm auf seinem Haupte. Mit gesporntem Pferde suchte er die Lanzen zu zertrümmern. Kein Ritter wagte es sein Gegner zu sein. Alle wurden durch die häufigen Anfälle ermüdet; nur Bernhard blieb unerschöpflich an Kräften und erregte das Erstaunen aller Anwesenden.“

Nachdem Bernhard somit wehrhaft gemacht war, wurde ihm Gelegenheit im Ernst seine Waffen zu erproben. Er begleitete seinen Vater auf dem Zuge nach Italien, zu dem der Kaiser Friedrich Rothbart seine Edlen aufbot. Dort wird er sein Schwert in der heißen Schlacht bei Tusculum gegen päpstliche Anmaßungen geschwungen und dazu beigetragen haben, den Sieg an die deutschen Fahnen zu heften. Indesß Rom, dessen Besitz jene Schlacht den Deutschen verbürgt hatte, wurde ihnen verderblich. Die stechende Sonnengluth, die feuchten

Dünste und die daraus entstandenen Fieber vernichteten binnen acht Tagen den größten Theil des herrlichen Heeres. Die Blüthe der Ritterschaft, darunter Friedrichs treueste Freunde, fand damals ihr Grab. Auch Bernhards Vater erlag dem türkischen Fieber.

Bernhard selbst wird früh, während der Kaiser noch in Italien blieb, zurückgekehrt sein. Wir finden ihn in den ersten großen Krieg verwickelt, der um diese Zeit unser Vaterland verwüstete. Im Jahre 1167 hatten sich die norddeutschen Fürsten, an deren Spitze die beiden Erzbischöfe von Köln und Magdeburg standen, zum Sturze Heinrichs des Löwen verbündet. Bernhard stand, wie natürlich, auf Heinrichs Seite, den auch der Kaiser um diese Zeit noch begünstigte. Heinrich vertraute ihm die Behütung der Feste Althaldensleben an. Dieselbe war von der größten Bedeutung, da sie in der Nähe Magdeburgs gelegen das flache Land dieses Erzbisthums beherrschte. Keinem Unwürdigen war sie übergeben. Treulich bewahrte Bernhard die Burg, machte von ihr aus Einfälle in das Magdeburger Gebiet, das er raubend und sengend durchzog. Endlich aber zog der Erzbischof mit gewaltiger Macht heran, bezwang die Burg nach langer Belagerung durch großartige Sturmmaschinen und machte sie dem Erdboden gleich. Ueber Bernhards Gegenwehr und fernere Theilnahme an dem Kriege ist nichts Näheres bekannt. Doch erging auch an ihn, wie an die anderen Betheiligten der Ruf des Kaisers, sich an seinem Hofe zu stellen. Es war zu Würzburg, wo es dem Kaiser Ende Juni gelang, den Frieden wieder herzustellen. Für Bernhard und sein Land aber sollten die Würzburger Tage ihre besondere Bedeutung haben.

Justinus berichtet ungefähr folgendermaßen darüber: „Auf einem weiten Ager hatte man sich lagern müssen; denn der enge Raum der Stadt konnte die Schaaren der Erschienenen nicht fassen. Der Kaiser Friedrich saß auf einer Erhöhung. Nach jahrelanger Abwesenheit in Italien, wo er um die Macht und den Glanz des deutschen Reichs nicht unglücklich gekämpft hatte, war er wieder auf deutschem Boden und sein erstes Werk die Versöhnung der deutschen Fürsten unter einander. In Frieden und Einigkeit scharten sie sich um ihn. Zunächst

bei ihm saßen geistliche Fürsten, weiter abwärts die weltlichen. Die Menge des gemeinen Volkes hatte sich auf dem Boden gelagert. Schon hatten die Geschäfte begonnen, da kommt als der Letzte Einer Herr Bernhard mit seinen Gefährten hoch zu Roß in prächtigen Gewändern. Aller Blicke richten sich auf ihn, selbst der Kaiser erkundigt sich nach ihm und befiehlt ihm dann, sich zu setzen. Bernhard und sein Gefolge breiten ihre Mäntel auf den Boden und setzen sich darauf. Abends, als die Versammlung beendet ist, befiehlt Bernhard seinen Gefährten, die Mäntel liegen zu lassen. Das Volk macht aufmerksam, daß man die Mäntel vergäße; er antwortete darauf im Scherz: „In seiner Heimath pflege ein edler Mann seinen Sitz nicht mit fortzutragen.“ Lautes Gelächter belohnte den Scherz; auch der Kaiser konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Am folgenden Tage stellten sich Bernhard und die Seinen noch reicher gekleidet wieder ein. Da weist ihm der Kaiser seinen Platz unter den Großen des Reiches an und bezeugt sich ihm beim Abschied so gnädig, daß Bernhard die Gelegenheit zu benutzen wagt und dem Kaiser vorstellt, wie es ihm wol nicht an Besitzungen fehle, aber wehrlos seien sie dem Feinde preisgegeben, der Kaiser wolle ihm erlauben, auf seinem Gebiete eine Stadt zu erbauen. So geschah's.“

Das ist die noch heut in Rippstadt bekannte Erzählung Justinus' von den Vorgängen zu Würzburg. Ob Justin in allen Zügen die Wahrheit berichtet, wissen wir nicht, glauben es auch kaum. Aber das werden wir annehmen dürfen, daß eine wirkliche Thatsache seiner Erzählung zu Grunde liegt. Bernhard wird dem Kaiser durch seinen Mannesmuth und seinen edlen Stolz aufgefallen sein, der sich nach Justin nicht scheute, auch dem Kaiser eine Lehre zu geben, wenn er seine Edlen wie das gemeine Volk behandeln und sie auf der bloßen Erde sitzen lassen will. Diesen durch persönliche Eigenschaften hervorragenden Mann, der gute Dienste verspricht, will der Kaiser gewinnen und gewährt ihm seine Bitte.

Unsicher ist ferner die Zeit, wann dieser Vorgang stattgefunden und der Fürstentag zu Würzburg abgehalten ist. Möller bestimmt dafür in seiner Rippstädter Chronik das Jahr 1180, aber nach den eingehenden Forschungen, die später

darüber gemacht worden sind, scheint das Jahr 1168 das richtigere zu sein. Das Jahr 1168 dürfte demnach das Geburtsjahr unserer Stadt sein.

Die Gründung Lippstadt's.

Bernhards erste Sorge, als er mit den Getreuen die Rosse heimwärts lenkte, war den Platz auszuwählen, auf dem die neue Stadt angelegt werden könnte. In der Mitte seiner Besitzungen auf der südlichen Hälfte des großen Waldgebirges floss die Lippe. Nur an ihren Ufern konnte der passende Platz sein. In damaliger Zeit bot der Uebergang über einen Fluß größere Schwierigkeit als heut, wo mit weniger Mühe eine Brücke erbaut, eine zerstörte wieder hergestellt werden kann. Wichtig war daher für Bernhard, eine ständige Brücke im Besitz zu haben, welche die beiden sonst durch den Fluß getrennten Theile seines Landes mit einander verband. Zwei Burgen, deren Mauern von den grünen Wassern der Lippe umspült wurden, waren in seinem Besitz: Die Burg Lipperode und die alte Burg, deren Namen sich im Munde des Lippstädter Volkes erhalten hat. An eine von ihnen mußte sich die neue Stadt anlehnen.

Die Burg Lipperode lag auf einer Insel der Lippe, deren Ufer hier sumpfig und nicht geeignet zum Stadtbau sich erweisen mochten. Die andere Burg aber eignete sich um so besser zur Stütze der jungen Pflanzung, da hier die Ufer hoch und trocken waren. Dazu kam, daß in ihrer Nähe sich mehrere Bäche in die Lippe ergossen, welche natürliche Festungsgräben bildeten. Die Umgebung auf dem rechten Ufer war fruchtbar und gehörte zu dem lippischen Besitz. Hier und nirgend sonst war der Platz für die neue Stadt; hier lag sie im Mittelpunkt der lippischen Macht. Von hier aus konnte Bernhard die im Herzogthum Westfalen zerstreuten Güter und Burgen beschützen, konnte in das Bisthum Münster hineinreichen und die ihm zugehörige Oberhoheit über Liesborn aufrecht erhalten, sich dem Paderborner Nachbar furchtbar machen, war seinem Freunde und alterproben Kriegsgenossen Widukind von Rheda nah ihm Hülfe zu bringen oder von ihm zu erlangen.

Das Alles mag erwogen sein, als Bernhard sich für die Stelle entschloß, auf der heut unser liebes Lippstadt steht.

Alsobald legte er Hand ans Werk. Vermessungen wurden vorgenommen, die Plätze bestimmt, auf denen Kirchen sich erheben, Klöster stehen, Häuser gebaut werden, Straßen sich erstrecken sollten. Vor Allem wurde der bestimmte Raum mit tiefen Gräben eingezogen, die dadurch gewonnene Erde zu Wällen aufgethürmt und auf diesen Wällen in Ermangelung von Steinen Palisaden eingerammt. Später traten an Stelle der hölzernen Umzäunung feste Mauern. Nur die Thore erbaute man gleich von Steinen und versah sie mit Fallgattern. Durch das Alles wurde die Stadt bald gegen minder mächtige Feinde sichergestellt.

Mit Eifer war man darauf bedacht, der Neugründung einen religiösen Mittelpunkt zu geben. Wol nicht sofort, aber noch zu Bernhards Zeit entstand die große Marienkirche, welche nach einigen Gewährsmännern 1189, nach anderen erst 1223 durch Bernhard selbst geweiht sein soll. Früher noch gründete Bernhard das Marienkloster — das jetzige Stift — welches er Augustinerinnen übergab, reich ausstattete und einem Pfarrer unterstellte.

Die anderen Kirchen entstanden bald darauf. Die Nicolai-kirche noch gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, doch wurde sie dann im dreizehnten Jahrhundert umgebaut. Uebrigens deutet der Name des Heiligen, dem sie geweiht wurde, darauf hin, daß Lippstadt's Handel sich schon früh bis nach überseeischen Plätzen erstreckte; denn St. Nicolaus war der Patron der Seefahrer. Die Stiftskirche, welche wie die Marktkirche der Maria geweiht, jedoch zum Unterschiede von letzterer ad minorem Mariam genannt wurde, ist im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gebaut. Sie ist, obwohl jetzt in Trümmern liegend, ausgezeichnet durch die Zierlichkeit ihrer Anlage, die Eleganz ihrer Verhältnisse und die Sorgfalt und Sauberkeit in ihrer Durchführung. Auch die Jacobikirche ist aus dem dreizehnten Jahrhundert; sie ist die einzige Kirche Lippstadt's in rein aber früh-gothischem Stil.

So entstanden Lippstadt's Kirchen alle in den ersten hundert Jahren nach Gründung der Stadt, ein Zeichen des

fröhlichen Wachsthum dieser jungen Schöpfung. Im ersten Anfang freilich wuchs die Stadt nur langsam, dem Gründer zu langsam. Das junge Gemeinwesen schnellem Wachsthum, hoher Blüthe entgegen zu führen, schien es Bernhard außerordentlicher Mittel zu bedürfen. Er fand diese Mittel in einer freien Verfassung. Während seine meisten Standesgenossen das freie, aufstrebende, sich zu Macht und Ansehen durchkämpfende Bürgerthum haßten, betrachtete er dasselbe als Stütze für seine Stellung seinen Standesgenossen gegenüber, als einen Hebel des eigenen Wohlstandes. Gewiß, in seiner aristokratischen Brust schlug kein demokratisches Herz; aber sein Vortheil fiel mit dem der neuen Pflanzung zusammen, und sein Blick war offen genug, das zu erkennen, sein Herz weit genug, sich dem nicht entgegen zu stemmen.

Er überließ der Stadt die Wahl der Verfassung. Diese Wahl wird kaum Verlegenheit bereitet haben. Denn das berühmteste Stadtrecht, welches in damaliger Zeit bei allen Städtegründungen Vorbild war, war das Soester Stadtrecht, die Schrae. Eben dieses Recht nahm man in Pippstadt an, nur ergänzte man es mit Bernhards Erlaubniß nach eigenem Bedürfniß. Danach blieb dem Fürsten nur die Oberhoheit über die Stadt. Wol ernennt er Bürgermeister und Richter, ist aber dabei an die Zustimmung der Stadt gebunden. Ihm bleibt die höhere Gerichtsbarkeit, aber auch er darf keinen Bürger vor ein auswärtiges Gericht ziehen. Die niedere Gerichtsbarkeit übt die Stadt selbst aus.

Dazu stattete Herr Bernhard die Stadt aus seinem Besizthum mit Feld, Wald und Wiese aus, ertheilte manches werthvolle Privileg, errichtete einen Markt, hob für die Einwanderer und Bürger den Zoll auf, den er sonst von allen Waaren einnahm.

Der Erfolg all' dieser Gunstbezeugungen wurde bald sichtbar. Aus den benachbarten Territorien eilte man zahlreich herbei, in der neuen Stadt sich niederzulassen. Zunächst werden es Freie gewesen sein, die über sich selbst bestimmen konnten, jüngere Söhne, welche keinen Anspruch auf das Erbe hatten, welches der Aeltere allein erhielt. Doch waren gewiß unter den Zuziehenden Unfreie, Leibeigene. Zwar war unter

den Bestimmungen des Stadtrechts auch die, daß Jemand erst, wenn er sich in der Stadt Jahr und Tag aufhält, und Niemand an ihm ein Recht beanspruche, Bürger werden könne. Doch wird man sich im Interesse der rascheren Zunahme der Bevölkerung nicht allzu ängstlich an diese Bestimmung gebunden haben.

Durch dieses erklärbare, aber anzugreifende Verfahren reizten unsere Väter die umwohnenden Herren, denen mancher Leibeigene entzogen wurde, auf das Aeußerste. Dieselben griffen zu den Waffen, die junge Schöpfung zu vernichten, den aufstrebenden lippischen Herrn zu demüthigen. Aber die junge Gemeinde leistete wackern Widerstand. Der Feind mußte erkennen, daß auch unvollendete Wälle unübersteigbar sind, wenn tapferer Bürgermuth sie vertheidigt, und endlich abziehen. Bernhard setzte den Abziehenden nach, für immer sollten sie Lust verlieren, seine Stadt anzugreifen, und brachte ihnen schwere Verluste bei. Ringsum verwüstete er das Land, raubte und plünderte, schonte nichts und „war fast Gottes vergessen.“ — So war die schwere Gefahr, die Lippstadt's Anfänge bedroht, abgewendet, ja hatte für Lippstadt segensreiche Folgen. Es überkam die Bürgerschaft das Gefühl der Sicherheit. Ihre Wälle waren hoch, ihre Gräben tief, ihr Schwert scharf, ihr Arm kräftig genug gewesen, die Feinde zurückzuschlagen. Das Hochgefühl des Sieges erfüllte sie und vereinte sie fester. Vorher hatten sie, die aus verschiedenen Gegenden stammten, einander wenig gekannt, jetzt hatte der Eine den Andern als zuverlässig erprobt, der Eine dem Andern Hülfe geleistet. So hatte die gemeinsam überstandene Gefahr in Allen das Gefühl der Zusammengehörigkeit großgezogen, den Lokalspatriotismus wachgerufen. Lippstadt's Bestehen und Gedeihen war gesichert.

Lippstadts Aufblühen bestimmte Bernhard zu dem Entschluß auch jenseits des Teutoburger Waldes einen Stützpunkt seiner Macht zu gründen. Bald erhoben sich Lemgo's Mauern und Thürme nach dem Muster unserer Stadt, so daß Lemgo als eine Tochterstadt Lippstadts gelten kann.

Beide freilich wuchsen nicht zu Städten ersten Ranges heran, doch aber pulsrte in beiden ein eifriges Leben, und

wurden sie belebende Mittelpunkte kleinerer Kreise. Lippstadts Gedeihen wurde auch nicht dadurch beeinträchtigt, daß Bernhard sie dem Kölner Erzbischof ausließ und sie als Lehen von ihm zurücknahm. Denn dieser Hergang war eine bloße Form, wofür Bernhard eine bedeutende Geldsumme empfing.

Nachdem Bernhard in solch' kluger Weise sein Recht gekräftigt, seine Besitzungen erweitert, seinen Ruhm erhöht hatte, dachte er daran, sich die Gattin zu werben. Nicht in der Heimath hat er sie gesucht. Wo vom steilen Felsen die Altenahr in ein liebliches Thal schaut, blühte dem Grafen Ulrich eine liebliche Tochter. Ihres Vaters Geschlecht zählte zu den ersten in den rheinischen Landen. Ihm gegenüber erschien Bernhards Geschlecht gering. Aber schon war sein persönlicher Ruf so hoch gestiegen, daß es dem Grafen Ulrich zur Ehre ward, die Tochter ihm zu vermählen. Auch Heilwig's Herz sprach laut für den jungen Helden, der jung schon Großes gethan, sie wurde ihm eine treue Gefährtin und Theilnehmerin seiner Gefahren wie seines Ruhmes. Eine zahlreiche Nachkommenschaft ist aus dieser Ehe hervorgegangen.

Neue Wirren.

Wir sehen Herrn Bernhard auf dem Gipfel seines Glückes. Eine geliebte Frau steht ihm zur Seite; kräftige Söhne wachsen heran, von denen er hoffen darf, daß sie den Ruhm des Geschlechtes, den er begründet, befestigen, erhöhen, seine Macht erweitern werden; seine Besitzungen erfreuen sich des Friedens, die Städte, die er gebaut, blühen kräftig empor, seine Ritter ehren ihn als ein leuchtendes Vorbild in allen ritterlichen Tugenden, die benachbarten Fürsten werben um seine Freundschaft. Mit Befriedigung kann er auf das sehen, was er erreicht hat; Nichts, was er wollte, ist ihm versagt worden. Ist's aber nicht oft so im Leben, daß bevor mächtige Stürme über uns losbrechen und Zeiten der Unruhe und des Kampfes kommen, uns zuvor Zeiten des Friedens, der Stille geschenkt werden, gleich als wollte der Gott, der über unsern Geschicken waltet, uns eine Zeit gönnen, Kräfte zu sammeln für den nahenden Kampf. Auch in der Natur geht dem Sturme die Stille voraus.

Nun so brach über Westfalen, über ganz Niederdeutschland ein Sturm los, der mit gewaltigem Toben den Frieden verschuchte. Im Jahre 1176 war die Schlacht bei Legnano geschlagen, in welcher der Kaiser Friedrich Rothbart durch den Verrath Heinrichs des Löwen hatte weichen müssen. Den Verräther zu strafen, eilte der Kaiser alsbald nach Deutschland. Um ihn sammelten sich die langjährigen Feinde Heinrich's. Vor Allem rief der Erzbischof von Köln auf zum Kampfe gegen den Löwen. Sein Kriegsruf fand Widerhall in vieler Herzen, denn Viele waren es, welche dem aufstrebenden Hause der Este -- ein Este nämlich und nicht oder doch nur uneigentlich ein Welf war Heinrich -- feindlich gesinnt waren. An ihre Spitze stellte sich in Westfalen der Graf von der Mark, zu ihnen gehörte auch der Graf von Ravensberg. Alte Kriegsgenossenschaft aber führt unsern Bernhard dem Löwen zu, mit ihm seine Freunde Widukind von Rheda und Simon von Tecklenburg.

Zunächst war die Art der Kriegsführung die damals gewöhnliche. Man plünderte das Land, brandschatzte die Städte, sengte, raubte, verwüstete. Zu einem bedeutenderen Zusammenreffen scheint es nicht gekommen zu sein. Doch ist Bernhard wol der rührigere gewesen. Es gelang ihm eine in der Nähe Bielefeld's gelegene Burg zu besetzen, die er nach seinem Freunde die Löwenburg genannt haben soll. Später wird sie von dem Grafen von Ravensberg zurückgewonnen und nach dem an ihrem Thore befestigten ravensbergischen Wappen Sparrenburg genannt.

Noch von einer andern Unternehmung berichten die Chronisten. Dietrich von der Horst, ein Dienermann des Bischofs von Osnabrück, hatte seinem Herrn die Freundschaft auf- und Fehde angekündigt, und sich damit auf Heinrichs Seite gestellt. Der Bischof, verbündet mit dem Münster'schen, eilt herbei und belagert ihn in seinem festen Hause zum Hinfkamp bei Lemförde vier Monate lang. Jedoch vergeblich. Bernhard eilt auf die Kunde von der Noth seines Parteigängers herbei und schlägt die Belagerer am 28. October 1177 zurück.

Während dieser Vorgänge im nördlichen Westfalen überschwebten die Feinde Bernhard's Land und plündern es aus.

Von dem Widerstande der neuen Städte wird nichts berichtet, vielleicht weil sie nicht nennenswerthen Widerstand leisteten, vielleicht weil man sich an ihren Mauern gar nicht versuchte. Bernhard mußte sich mit seinem Freunde Widukind zu Herzog Heinrich zurückziehen.

Der aber stellt die beiden Kriegshelden an die Spitze einer neugesammelten Kriegerschaar, mit der sie alsbald in ihre Besitzungen zurückkehren. Gewaltiger erschallt ihr Kriegsruf als vorher. Schrecken geht ihnen voraus, Elend folgt nach. Wahrscheinlich nahmen sie auch an der Schlacht auf dem Halersfelde (1179) Theil, der blutigsten eine, die je die rothe Erde röthete mit dem Blut ihrer Kinder. War es so, wie wir annehmen, dann verdankte die welfische Partei dem Schwerte dieser Beiden den Sieg. Darauf durchziehen sie Westfalen, das Gebiet ihrer Feinde verwüstend, bis nach Soest. Ihr Sinn steht dahin, diese zweitwichtigste Stadt des Kölner Erztifts zu erobern; sie ist jedoch zu stark befestigt. Nun soll Soest's Tochterstadt Medebach ihren Zorn um so heftiger empfinden. Eine Kriegslist half ihnen zur Eroberung. Sie bieten die Landleute der Umgegend mit blankgemachten Sensen, Pflugscharen und Grabscheiten auf und ziehen mit ihnen vor die Stadt. Alle Geräthe blinken in der Sonne. Die Feinde, im Glauben ein zahlloses Heer vor sich zu haben, geben die Vertheidigung der Stadt auf. Bernhard zieht ein und zerstört sie gründlich. Dasselbe Schicksal widerfährt anderen Städten und Dörfern des Erztiftes. Endlich eilt der Erzbischof mit starkem Heer herbei; ihm ist Bernhard nicht gewachsen, wieder muß er sich zu Heinrich zurückziehen.

Heinrich weiß, um so mehr als schon Viele seiner Freunde von ihm abfallen, was ein Mann von der unerschrockenen Treue Bernhard's werth ist und macht ihn, wie in dem ersten Kriege zum Befehlshaber Haldensleben's, diesen wichtigen Punkt seiner schwindenden Macht zu stützen. „Mit vielen andern Räubern“, sagt ein welfenfeindlicher Zeitgenosse, „wurde Herr Bernhard in die Weste gelegt,“ welcher wenn er Bernhard's Schaaren Räuber nennt, nicht Unrecht haben mag; denn Bernhard setzte das Geschäft des Plünderns, das ihm in West-

fallen gelegt war, im Magdeburger Sprengel mit frischen Kräften fort.

Endlich aber rafft der Magdeburger Erzbischof, Wichmann, im Zorn über die kühnen Feinde seine Vasallen zusammen und beschließt dem Unfug durch eine abermalige Belagerung Haldenslebens gründlich zu steuern. Freilich erschien eine solche äußerst schwierig. Denn zur Befestigung der Stadt hatte Bernhard die Bever, die unterhalb der Stadt floß, an die Stadt heran gelenkt; auf der andern Seite schützte die Ohre, ein Fluß ungefähr wie unsere Lippe, mit ihren morastigen Ufern; weiterhin dehnten sich Sümpfe aus. Es schien die Stadt, wie auf einer Insel gelegen, unerreicher zu sein.

Doch Wichmann hofft auf den Winter, der seine Eisbrücke über jeden Sumpf schlägt. Indes vergeblich, denn der Winter war mild. Da gerieth man auf ein neues Mittel: Man umdammte die südliche Seite der Stadt, indem man die hügelige Gegend benutzte, mit einem starken Damm und stauete dadurch die Ohre, die in Folge dessen die Stadt überschwemmte. Nach kurzer Zeit kann man in der Stadt den Boden nicht mehr sehen. Immer höher wachsen die Fluthen. Bernhard sucht sich nach Möglichkeit zu schützen. Er läßt die Häuser abtragen und aus den gewonnenen Balken Schiffe zimmern. Schiffe dienen als Wohnungen und als Magazine. So hoch ist schon das Wasser gestiegen, daß man die Toten auf Schiffen zur Kirche bringen und im Gebälk beisetzen muß. Krankheiten lichten die Mannschaft und die tapfere Bürgerschaft. Der Zustand wird unerträglich. Aussicht auf Rettung ist nicht vorhanden. Der Herzog, selbst im größten Gedränge, kann nicht zum Ersatz kommen. Doch gibt er endlich die Erlaubniß zur Uebergabe; der Erzbischof aber bewilligt den tapfern Vertheidigern freien Abzug. — Damit ist auch Heinrichs Schicksal besiegelt. Er muß sich unterwerfen, auf das Herzogthum Sachsen verzichten und behält nur seine Allodialgüter.

Auch Bernhards Besitz wird geschmälert: Kölische Lehnsgüter werden ihm entzogen; ganze Stücke seines Eigenthums reißen umwohnende Nachbarn an sich. Köln, welches schon das Herzogthum Westfalen aus Heinrichs Besitz erhalten, nimmt von Bernhard Benninghausen und Erwitte; Hovestadt

und Wadersloh nebst dem festen Hause und Herrschaft Sassenburg fällt an Münster. Osnabrück erhält Hovel, Riemsloh, Melle; Minden bekommt Lübbecke; Ravensberg vergrößert sich durch die Herrschaft Enger mit dem sächsischen Nationalheiligtum, der Gebeine Wittkeinds; Paderborn endlich nimmt Lippesprünge an sich.

So wurde durch die Habgier der siegreichen Feinde Bernhards Besitz erheblich geschmälert. Dazu kam, daß die ihm gelassenen Länder auf das furchtbarste verwüstet waren. Dörfer und Städte waren ausgebrannt, Acker zur Wüste geworden, Bauern und Bürger in die Wälder und die umliegenden Länder geflüchtet, ihre Habe geraubt, ihre Wohnungen verbrannt, ihr Wohlstand vernichtet. Es war ein Zustand, wie er etwa nach dem 30jährigen Kriege, dem furchtbarsten aller Kriege, in Deutschland geherrscht haben mag, wie er aber selbst in jener rauhen Zeit Aufsehen machte, Mitleid erregte.

Da war's nun Bernhards erste Sorge, als er in die Heimath zurückkehrte, dem unsäglichen Elende abzuhelpen. Hatte er sich vorher als wilder Krieger bewiesen, der groß war im Zerstören, so bewies er sich jetzt als nicht minder groß in allen Tugenden eines Landesvaters. Dörfer baute er wieder auf, Bauern führte er in ihre Höfe zurück, flößte ihnen Vertrauen auf die Wiederkehr ruhiger Tage ein, daß sie von Neuem zur Pflugschar griffen, die wilden Acker zu bebauen, dem Lande seinen Ertrag abzugewinnen. Er sorgte für Ruhe und Frieden im Lande, daß auch die Bürger seiner Städte wiederum ihrem Handel nachzugehen wagten. Auch war er eifrig, zum Theil erfolgreich bemüht, die entrissenen Gebiete zurück zu erlangen. Dennoch aber hat damals mancher Ort die Herrschaft der Rose mit der des Krummstabes vertauscht, ist aus der Hand der edlen lippischen Herren in die geistlicher Fürsten gerathen.

So hatte Bernhard für seine Treue gegen Heinrich üblen Lohn eingetauscht; mit Recht, da dieselbe zugleich eine Untreue gegen Kaiser und Reich war. Dennoch dürfen wir ihn um der letztern willen nicht mit dem heute so gebräuchlichen und mißbräuchlichen Namen eines Reichsfeindes belegen. Es war damals nicht die Art kleiner Herren, aus Grundsatz einer po-

litischen Richtung zu folgen. Sie dienten dem Größern, zu dem ihre Verhältnisse sie hinführten, ohne sich um die Rechtmäßigkeit seiner Sache Sorge zu machen. Bernhard war dem Löwen aus den Zeiten seiner Jugend her verpflichtet. Er hätte sich für wortbrüchig gehalten, hätte er nicht in diesem Kampfe an seiner Seite gestanden.

Die Stiftung Marienfelds.

Bernhards bisheriges Leben war, wie wir sahen, erfüllt von Schlachtenlärm, ununterbrochen hatte er zu Pferde gesessen, zu Felde gelegen, hatte die Lanze geschleudert, das Schwert geschwungen — und was war der Erfolg dieser harten Thätigkeit? Ein verwüstetes Land, gebrochene Burgen, verbrannte Dörfer, Verlust an Land und Leuten. Jetzt eben hatte er eine gänzliche Niederlage erlitten, seine Partei war vollständig unterlegen, seine Hoffnungen vernichtet. Da war's mittelalterlicher Anschauung gemäß, das Alles aus göttlichem Zorn herzuleiten. Gewiß, er hatte sich genug vorzuwerfen! Desto eifriger war nun sein Bestreben, Gott zu versöhnen. Auch da sehen wir ihn mittelalterliche Wege gehen. Er sucht Gott dadurch auf seine Seite zu ziehen, daß er von dem ihm Gebliebenen opfert. Er gründet ein Kloster.

Es trieb ihn zu diesem Akt der Liebe im letzten Grunde nichts als die Selbstsucht, und nicht etwa aufrichtige Bekehrung des Herzens, nicht Reue über frühere Unthaten; Nein, er überlegte: schenke ich Gott Etwas, so darf ich die Hoffnung haben, daß Gott mir dafür Viel schenkt. Daher sehen wir ihn nach wie vor in Händel sehr weltlicher Art verwickelt. Bald beraubt er eine bischöfliche Kirche, bald sucht er sich auf Kosten eines Klosters zu vergrößern und zeigt nicht übel Lust, mit dem Bischof von Baderborn seine Kräfte zu messen.

Das Alles ist ein Zeichen, daß er in den Zeiten der Noth innerlich kein anderer geworden war; auch daß er nicht entfernt daran dachte, künftig sein Leben zu ändern. Aber einen bisherigen Fehler wollte er ändern. Bisher hatte er gelebt und gehandelt, ohne nach der Meinung des Himmels zu fragen — das hatte ihn in großes Unglück gebracht. Jetzt gedachte er sich durch die Klostergründung Fürsprecher im

Himmel zu erwerben, die ihm vor den ewigen Richter vertreten, für ihn bitten konnten. Das Gebet der Mönche sollte ihm dazu helfen.

Das war eine den Edlen des Mittelalters geläufige Ueberlegung. Die Mönche ordneten ihre Rechnung mit dem Himmel; der Klosterheilige war auch ihr Patron; ihm wurden Gelübde abgelegt, ihm bei beschwerten Gewissen Geschenke gemacht, ihm wurden Söhne und Töchter geweiht, die nicht der weltlichen Lust und Versuchungen theilhaftig werden sollten; an seinem Altar suchte man Frieden und Erhebung. In der Einsamkeit des Klosters fand der wilde Krieger eine heilige Ruhe, welche ihm sein Leben nicht gönnte, in den Mönchen die treuesten Anhänger, die ihn als den großen Spender und Freund betrachteten, in den Weisen des Klosters stille Rathgeber, Verfertiger von Schriftstücken, zuweilen auch von unächten, und Verfasser der Annalen seines Hauses. So stellte die Gründung eines Klosters die Rechnung hier auf Erden und im Himmel besser.

Bernhard nun ersah sich die nordöstlichste Spitze des münster'schen Bisthums, als den Platz, an dem seine Stiftung sich erheben sollte, dort wo zwischen Gütersloh und Versmold endloser Sand sich streckt. Sonst stehen die Mönche in dem Ruf, in der Wahl des Platzes für ihr Kloster vorsichtig zu sein. Wo ein liebliches Waldthal sie aufnahm, ein Quell sprudelte, ein Fluß ihnen winkte, da bauten sie ihrem Heiligen die Kirche, sich die Klause. Hier war es eine wüste Gegend, hier war kein Berg, kein Fluß, kein fruchtbar Gefild — nichts als Sand und abermals Sand. Sie aber wurden auch des Sandes Meister. Nicht lange dauerte es, da wandelte sich die Einöde, da erwuchs eine blühende Oase in der sandigen Wüste, erstand eine schöne Kirche von fester und einfacher Bauart, grüßten reiche Aecker und Wiesen, schattige Gänge von Tannen und Eichen, die bis heute dauern.

Aber Bernhard hatte sich auch die rechten Leute für seine Stiftung ausgesucht, nicht faule Drohnen, sondern emsige Wirthen. Die Mönche, welchen er sein Kloster einräumte, trugen das weiße Ordenskleid der Cisterzienser. Diese Nachkommen des heiligen Bernhard zeichneten sich aus, nicht durch

besondere Gelehrsamkeit, aber durch wirthschaftlichen Geist. Wo sie die Hand regten, erwachte die Natur bald aus ihrer Erstarrung und brachte Alles hervor, wonach nur immer der anspruchsvolle Gaumen eines Abtes verlangte. Auf den Feldern reiften alle Früchte von dem gewöhnlichen Hafer bis zum verwöhnten Weizen. In den Gärten pflegte man feines Obst. Die Cisterzienser-Klöster waren Musteranstalten, von wo ein frischer Eifer unter das benachbarte Landvolk belebend ausging, das Verständniß für Ackerbau hebend, auch geistige Cultur fördernd.

Solch ein belebender und veredelnder Mittelpunkt sollte auch Marienfeld sein nach der Absicht seines Gründers oder vielmehr seiner Gründer. Denn Bernhard hatte auch bei diesem Werke der Liebe an dem alten Genossen bei manchem Schwertschlag, an Widufind von Rheda, einen treuen Helfer. Widufind vermachte der gemeinsamen Stiftung, als er zu einem Kreuzzug aufbrach, einen bedeutenden Theil seiner Güter, und in ihr wollte er, wenn er aus den Gefahren des Morgenlandes zurückkehrte, den Rest seiner Tage zubringen. Indes erlag er den Anstrengungen des Kreuzzuges, nachdem er sich bei der Belagerung Alfons ausgezeichnet hatte. Sein Leib aber wurde von einem treuen Diener in die Heimath zurück- und zwar nach Marienfeld gebracht, wo noch heut der Denkstein zu sehen.

Während Widufinds Sinn also ausschließlich auf das himmlische Erbe gerichtet ist, ist der Bernhards, wie wir oben andeuteten, noch so wenig der Erde entfremdet, daß er kein Bedenken trägt, das irdische Erbe Widufinds in die Hand zu nehmen. Er übernimmt an Widufinds Statt die Schutzvogteien über die Klöster Liesborn und Freckenhorst und erhält Clarholz, Herzebroeck nebst der Vogtei über Rheda. Auch seine Verwaltung der Vogteien war so wenig über allem Tadel erhaben, daß bald laute Klagen über Bedrückung von Seiten derer erschollen, die als Vogt zu beschützen er übernommen hatte.

Dennoch war die alte Kraft, die vor keinem Unrecht aber auch vor keinem Heldenwerk zurückscheut, nicht mehr in ihm. Dagegen mehrten sich ihm die Stunden, in denen er ernstlicher als bisher daran dachte, seine Rechnung mit dem Himmel richtig zu machen. So kommt's, daß ein Entschluß in ihm

reift, der uns bei einem thatkräftigen Mann, wie Bernhard, seltsam erscheint, in damaliger Zeit jedoch nicht selten ist. Er flüchtet aus dem Leben mit seiner Unruhe und seinem Unrecht in den stillen Friedenshafen des Klosters.

Wir stehen am Ende von Bernhards weltlicher Thätigkeit. Hätten wir schon hier Abschied von ihm zu nehmen, westfälische Geschichtsschreibung dürfte seinen Namen nicht vergessen. Kein westfälischer Zeitgenosse hat ihn an Kriegsrühm übertroffen, Keiner auch an Treue und Aufopferungsfähigkeit für die einmal ergriffene Sache. Ihr ist er bis zum letzten Augenblick treu geblieben. Doch Tapferkeit und Treue sind es nicht allein, die Herrn Bernhard auszeichnen. Ueber die Mehrzahl damaliger Kriegshelden erhebt ihn sein wirthschaftlicher Geist. Daß er der erste Edle war, der auf westfälischer Erde Städte gründete, daß er es zu einer Zeit that, in welcher seine Standesgenossen jede freiheitliche Regung des Bürgerstandes ängstlich überwachen und zu unterdrücken suchten, daß seine neugegründete Stadt und deren Verfassung durch ganz Westfalen ein Muster ward, das soll ihm ein Westfale nimmer vergessen.

Freilich können wir nicht leugnen, daß auf seinem Ruhme dunkle Schatten liegen. Doch mögen sie unserem Auge dunkler erscheinen, als denen seiner Zeit- und Standesgenossen; legte man doch Letzteren in Westfalen den Spruch in den Mund:

Ruten, rowen un brennen — dat is keine Schanne

Dat doent de besten im Ranne.

Die Söhne der rothen Erde waren eben raue Männer, die sich auf Manches verstehen mochten, nur nicht auf die Künste des Friedens. Die ewigen Fehden tilgten die Menschlichkeit aus den Herzen. Kaum mochte Einer im Stande sein, dem Andern über Unmenschlichkeit, Fehdelust, Raubzüge Vorwürfe zu machen, da Jeder, sobald er die Macht hatte, Gleiches mit Gleichem vergalt.

Doch Bernhard dachte ernstlich daran, was er im Leben gefehlt, am Ende desselben durch die vollste Hingabe an Gott zu sühnen. Die ungeheuern Anstrengungen seines Lebens, die vielen Feldzüge, das beständige Leben im Sattel hatten auch seinen eisenfesten Körper hart mitgenommen. Alt und krank

saß er in seiner Burg an der Lippe. In den stillen Stunden der Krankheit hatte er Zeit zur Einklehr bei sich. Sein Gewissen erwacht. Riesengroß steht seine Schuld vor ihm; eine unermessliche Angst ergreift ihn und — führt ihn bisher ungewohnte Bahnen. Eine gewaltige Natur, die nur die Gegensätze zu kennen scheint, beschließt er der Welt zu entsagen, sich ganz dem Dienst des Himmelsherrn zu widmen. Doch nicht bedingungslos übergibt er sich ihm. Als weltgewandter Mann, der einen Vortheil nur aufgibt gegen sicheren Besitz eines andern, verpflichtet er sich unter der Bedingung zum Klosterleben, daß Gott die schmerzhafteste Krankheit von ihm nehme. Und — in demselben Augenblick, in welchem er mit dem höchsten Herrn also paktirt, so berichten die mönchischen Beschreiber seines Lebens, kehren die Kräfte zurück, steht er gesund auf.

Der liebe Gott hatte somit seinen Theil des Pactes erfüllt, nun galt es für Bernhard mit der Erfüllung des seini- gen nicht zu zaudern. Wir wissen zwar nicht, ob ihn ein Grauen davor befällt, mit gesundem Leib hinter öden Klostermauern thatlos und schwertlos zu sitzen, jedenfalls hat er es mit dem Eintritt ins Kloster, mit der Uebernahme des geistlichen Lebens nicht sehr eilig. Freilich wagt er auch nicht, sich geradezu der selbstgestellten Bedingung zu entziehen. Er kommt auf einen Ausweg, der ohne die beengenden Regeln eines Klosters ihm dennoch Gottes Wohlgefallen sichern muß. Er rüstet zu einem Kreuzzug. Nicht zwar soll derselbe dem heiligen Lande gelten. Dem unfruchtbaren Kampfe um dasselbe ist schon viel edles deutsches Blut umsonst geflossen. Bernhard ist stets praktisch gewesen, ist's auch hier. Sein Zug soll nach Livland gehen, dieses heidnische, an Deutschland grenzende Land dem Christenthum und zugleich dem Deutschthum zu erobern. Von seinem Erfolge wird nichts berichtet, doch sollte sein Zug bedeutungsvoll für den Rest seines Lebens sein.

Nach seiner Rückkehr erfüllt er sein Versprechen und tritt als Mönch in das Kloster Marienfeld. Viel wird von dem Eifer berichtet, mit dem er den Andachtsübungen und Studien obgelegen habe. Vielleicht kommt Manches davon auf Kosten seines lobredenden Lebensbeschreibers, wenn wir auch immerhin

annehmen dürfen, daß Bernhard, der Alles mit ganzem Ernst erfaßt, auch hier Ernst gemacht haben wird.

Indeß war er doch zeitlebens ein zu thatkräftiger Herr gewesen, als daß er das Leben in und mit den Büchern in stiller Klause und beschaulicher Andacht auf die Dauer hätte ertragen können. Er folgte daher gerne einem Rufe des Bischofs von Riga, dem er auf seinem Kreuzzuge nach Livland bekannt geworden sein mag, nach diesem Lande. Man macht ihn dort zum Abte des nach dem Muster von Marienfeld gegründeten Klosters Dünamünde, wo er so fleißig „im Weinberge seines Herrn, besonders durch Predigten arbeitete, daß er Schaaren von heidnischen Esthen bekehrte.“ Doch beschränkte sich sein Befehrungs-Eifer durchaus nicht auf die Predigt. Im Gegentheil wandte er nicht minder, wo die Güte nichts half, das andere Befehrungsmittel des Mittelalters an: die Gewalt. Aber die Heiden zögern nicht im Bunde mit den Russen Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Daher eilt Bernhard nach Deutschland, ein Kreuzheer zu werben, mit dem er den Sieg erringt.

Diese seine mit Erfolg gekrönte Thätigkeit erhob ihn bald von der Würde eines Abtes zu Dünamünde zu der eines Bischofs von Selonien. Im Jahre 1218 weiht ihn sein eigener Sohn, der Bischof Otto von Utrecht. Als Herr dieses livischen Bisthums war Bernhard an seinem Platze. Erst vor Kurzem war es erobert, kaum einige Burgen des Christenthums erhoben sich darin, wie das Kloster Dünamünde. Erst äußerlich gehört es dem Herrn Christo und seiner Lehre; innerlich hatte dieselbe nicht tiefe Wurzeln geschlagen. Dazu drohten fortwährend Einfälle heidnischer Nachbarn. Doch Bernhard ist der Mann dazu, dieses unsichere Land zu sichern. Wieder geht er nach Deutschland, Kreuzfahrer zu werben. In langem Kampfe säubert er darauf sein Land von Feinden. Justin schildert ihn, wie er mit seinen Kreuzfahrern ausrückt, sie zur Tapferkeit ermahnt, wie er selbst ungepanzert vor ihnen hergeht, wie der Erfolg bald auf Seiten der Christen bald auf Seiten der Heiden ist, wie er sich dann den Christen zuwendet, wie Bernhard nun das heidnische Gebiet verwüstet, sein eignes durch Städte, Burgen, Kirchen schützt, Geistliche bestell, überhaupt alle Pflichten eines guten Oberhirten erfüllt.

Dennoch mußte er noch einmal vor einem übermächtigen Einfall der mit den Dänen verbündeten Heiden flüchten. Er zog sich nach Deutschland zurück. Bei dieser Anwesenheit hat er (1221) von den Bürgern seiner Lippstadt gerufen die hiesige größere Marienkirche geweiht. Gewiß eine erhebende Feier, als der, der als rüstiger Kriegermann einst den Grund dieser Stadt legte, nun als hochbetagter Greis diese heilige Handlung vollzog!

Bald darauf (1222) wurde die Klosterkirche zu Marienfeld geweiht, bei der Bernhard ebenso zugegen war.

Wohin er aber kam, rief er von Neuem zum Kreuzzuge nach Livland auf und nicht vergebens. Bald konnte er mit einem starken Heere zurückkehren, seine Feinde schlagen und sein Bisthum wieder in Besitz nehmen, welches von dem an in deutschen, in christlichen Händen blieb.

So hat Bernhard mächtig dazu beigetragen, an den fernsten Küsten der Ostsee dem deutschen Geist eine Heimath zu gründen, deutsche Art zu verbreiten, mit ihr Religion und Gesittung in jene fremden Provinzen hinauszutragen und dem deutschen Wandertrieb, der von Zeit zu Zeit unser Volk erfasst, eine Richtung zu geben, die eine heilsame Wechselwirkung zwischen der Colonie und dem Mutterlande ermöglichte. Vielleicht war es auch gerade Bernhards Einfluß, welcher zwischen Livland und unserem engern Vaterlande, Westfalen, das Band knüpfte, von dem noch heute die Namen des deutschen livländischen Adels Zeugniß ablegen. Es sind die in Westfalen wohlbekannten Namen der Korff, Recke, Kettler, Bräfel u. s. w. Auch dort oben in Livland hat man dieses Land nicht vergessen, wie es vor einiger Zeit bei Gelegenheit eines Missionsfestes ein aus Livland stammender Missions-Superintendent in der hiesigen Marienkirche bestätigte.

Ueber Bernhards letzte Tage wissen wir wenig. Im Jahre 1224 starb er, doch nicht den Tod eines Märtyrers, den er begehrt hatte. Friedlich entschlief er zu Telburg, seinem bischöflichen Sitze. Auch im Tode noch sollte er, der während des Lebens manchen Streit gekämpft hatte, Ursache des Streites werden. Das Kloster Dünabünde, dessen Abt er gewesen, forderte seinen Leichnam; die bischöfliche Kirche weigerte seine

Herausgabe. Das Kloster aber hatte ältere Ansprüche als die Kirche und wußte sie durchzusetzen. Bernhards Freund, Abt Robert, nahm seine entseelte Hülle, die schon die Glorie der Wunderthätigkeit umgab, in Empfang und fuhr mit ihr die Düna herauf. Schon näherte er sich dem Kloster; da erhob sich ein Sturm und warf das Fahrzeug um. Der Abt selbst ertrank, doch ward seine Leiche alsbald dem Kloster zugetrieben und von den trauernden Mönchen aufgefunden. Freundliche Wellen führten am andern Morgen auch Bernhards Leiche an's Ufer. Die im Leben innige Freundschaft verbunden hatte, sollte der Tod nicht trennen: ein Grab nahm die Freunde auf.

Blicken wir noch einmal zurück auf das Lebensbild, das vor unsern Augen sich entrollt hat, so müssen wir sagen, dieses Bild zeigt uns einen ganzen Mann. In fast modernem Sinn trachtete Bernhard seine Macht auf die starken Schultern der städtischen Bürgerschaft zu stützen, gründete zwei Städte, die zu Mittelpunkten heranwuchsen, von denen auf ihre Kreise belebender Einfluß geübt wurde und Licht, Bildung, Religion ausging. Gedenkt man der Männer, denen das westfälische Bürgerthum seinen Aufschwung verdankt, nenne man ihn unter den ersten. Doch mächtiger als der wirthschaftliche Geist war der kriegslustige Sinn; wie Gründen und Bauen seine Lust war, waren Kampf und Gefahren ihm liebe Freunde. War auch sein Stand noch so angefochten, er wich nicht. Sein Standhalten, seine Treue erfreuen, auch wo er auf unrechter Seite steht. Freilich riß ihn das Uebermaß seiner Kraft fort zu deren Mißbrauch. Aber der Mönch süßte fromm, was der Krieger frevelnd gesündigt; und die Schuld, die er als Empörer gegen Kaiser und Reich auf sich geladen, trug er ab, als er im Bischofs-Ornat auszog, die äußersten Grenzmarken Deutschlands zu gewinnen für Christenthum und deutsches Wesen.

Kurz, Bernhard ist eine seltene, ja wir dürfen sagen eine großartige Erscheinung. Das deutsche Volk soll ihn nicht vergessen oder die Erinnerung an ihn neu beleben. Lippstadt's Bürger aber sollen in ehrender Liebe gedenken des Gründers ihrer Stadt, Bernhards, des Edlen Herrn zur Lippe.
